

Über Transfeindlichkeit

Transfeindlichkeit umfasst Ablehnung und Abwertungen von

- ♦ trans*, abinären und genderfluiden Personen,
- ♦ Personen, die Geschlechtergrenzen überschreiten,
- ♦ Personen, die für trans* Personen gehalten werden,
- ♦ Personen, die trans* Personen unterstützen.

Sie kann sich im Denken und im Fühlen, in Kommunikation, Handeln oder Nichthandeln zeigen. Transfeindlichkeit kann (schein)rational oder emotional geäußert werden. Sie ist subtil oder direkt und mal mehr, mal weniger offen aggressiv.

Das Ausmaß an Demütigung und **Fremdbestimmung**, mit dem trans* Personen konfrontiert sind, ist gewaltig, und für Personen, die sich bisher wenig mit dem Thema befasst haben, oft schockierend. Fremdbestimmung umfasst u. a. Zweifel an der Transidentität einer Person, die mangelnde Bereitschaft, eine Person mit dem gewünschten Namen und Pronomen anzusprechen, die generelle Leugnung von Transidentität, die Verweigerung geschlechts- oder transitionsbezogener Dienstleistungen, das Versperren von Zugängen zu und den Ausschluss aus Räumen, Bevormundung und das ungefragte Sprechen für trans* Personen. Hinter Fremdbestimmung kann der Wille stehen, trans* Per-

sonen zu kontrollieren, oder der Wunsch, dass trans* Personen nicht existieren sollten. Das kann zu der Behauptung führen, Transidentität oder Abinartität gäbe es nicht. Eine Variante des Wunsches nach Kontrolle und Auslöschung ist die **Pathologisierung** von Transidentität und die Unterlassung angemessener medizinischer und psychotherapeutischer Hilfe. Die Scheinrationalität, mit der Fremdbestimmung oft legitimiert werden soll, wirkt für Personen ohne ausreichendes Hintergrundwissen zu Transidentität oft zunächst überzeugend. Daher wird die Gewalttätigkeit dieser Logiken häufig verkannt.

Einer Schülerin aus Schleswig-Holstein wird in der Schule verboten, die Frauentoilette zu nutzen, da sie einen Transhintergrund hat. Eine Lösung wird nicht gefunden, so dass sie aufhört, vormittags zu trinken, um keine Toilette aufsuchen zu müssen. Beim Sportunterricht darf sie sich nicht in der Mädchenumkleide umziehen, sondern wird dafür in eine Abstellkammer geschickt. Auf den Zeugnissen steht ihr Geburtsname, der bürgerlich-rechtlich noch gültig ist. Obwohl sie beim Direktor der Schule mehrmals darum gebeten hat, ihren richtigen Namen auf das Zeugnis zu schreiben und mit Unterstützung einer Transberatungsstelle auch rechtlich argumentieren konnte, wird die Ausstellung des Zeugnisses auf den richtigen Namen verweigert. Die Schülerin wird zunehmend depressiv und sogar suizidal. Deswegen wird ihr von der Schulsozialarbeiterin eine Psychotherapie empfohlen, um sich mit ihrer Geschlechtsidentität und den damit verbundenen Problemen auseinanderzusetzen. Die Regelungen der Schule anzupassen, wird nicht in Betracht gezogen.

Eine Psychiaterin, die mit trans* Jugendlichen arbeitet, erzählt in einem Interview, wie wichtig es sei, diese Jugendlichen zu unterstützen, wenn sich einmal „herausstellt“, dass es sich „wirklich um transidente Mädchen oder Jungen“ handle. Manche hätten allerdings überzogene Wünsche. Zum Beispiel wünschten sich einige medizinische Maßnahmen direkt nach den ersten Begegnungen. Von Seiten der Behandler*innen würde aber viel mehr Zeit dafür gebraucht, bis sie sicher sein könnten, dass diese Personen „wirklich trans*“ seien. Diese Jugendlichen würden mit der Zeit sehr fordernd und ungeduldig. Dann sei es ratsam, sie in ihre Schranken zu weisen und „von ihrem hohen Ross herunterzuholen“. Schließlich sei die Medizin kein Selbstbedienungsladen, in dem sich alle wünschen können, was sie wollen. Die Mediziner*innen müssten immer das letzte Wort haben, denn sie trügen große Verantwortung.

Transfeindlichkeit ist auch für die Täter*innen immer eine emotionale Angelegenheit, auch wenn dies nicht immer so wahrgenommen, oder sogar geleugnet, wird. Zugrunde liegen dann z. B. uneingestandene Verunsicherung, Angst, Wut, Hass oder Ekel vor trans* Personen oder dem Thema Transidentität. Mit den trans* Personen sollen auch die eigenen Gefühle unterdrückt und kontrolliert sowie geltende Normen aufrechterhalten werden, wie es die vorangegangenen Beispiele nahelegen. In anderen Situationen werden trans* Personen direkt mit den Emotionen der Täter*innen konfrontiert.

Eine Person verteilt in einem alternativen Kieler Kulturzentrum Flyer für eine Transgruppe. Neben ihr steht eine Frau. Als diese auf die Flyer guckt und die Überschrift liest, verzieht sie angewidert das Gesicht. Sie rührt sich nicht, bleibt dicht neben der Person stehen und starrt weiter auf den Flyer. Als die Person später nochmal an dem Tisch vorbeikommt, liegen die Flyer im Mülleimer.

Transfeindliches Verhalten kann Ignoranz und Nichthandeln beinhalten. Es kann sich auch im Verhindern von gesellschaftlicher Teilhabe und der Unsichtbarmachung von Personen, von Organisationen oder von Transidentität als Thema äußern. Wer sich weigert, mit trans* Personen zusammen zu sein oder zu arbeiten, agiert dann transfeindlich, wenn das Transsein der Grund dafür ist. Das lässt sich nicht immer eindeutig erkennen. Gerade in den Fällen, in denen Unklarheit darüber bleibt, kann sich bei den Leidtragenden das zermürbende Gedankenkarussell von Selbstzweifeln und verinnerlichter Diskriminierung in Gang setzen.

Eine trans* Kinder- und Jugendgruppe fragt bei einem örtlichen Jugendhilfverein an, ob sie sich in deren Räumlichkeiten treffen kann. Ihr selber stehen keine eigenen Räume zur Verfügung. Die Sozialarbeitenden des Jugendhilfvereins sagen gerne zu. Wenig später müssen sie aber eine Absage übermitteln: Der Vorstand des Trägervereins habe sich dagegen ausgesprochen, dass sich die trans* Kinder- und Jugendgruppe dort trifft. Eine Begründung dürfe nicht weitergeleitet werden. Der Vorstand selbst nimmt zu keinem Zeitpunkt Kontakt mit der Transorganisation auf, die nie die Gründe für diese Entscheidung erfährt.

Transfeindlichkeit geht nicht ausschließlich von einzelnen Personen aus. Einen großen Anteil an struktureller Transfeindlichkeit haben öffentliche und private Institutionen wie städtische, kommunale und Landesverwaltungen, Schulen und Universitäten, Polizei, religiöse und kulturelle Einrichtungen und Vereine. Regelungen und Gesetze solcher Institutionen haben eine weitreichende Wirkung auf Menschen und eine nicht zu unterschätzende Ausstrahlungskraft auf andere gesellschaftliche Milieus bis in private Sphären. Dadurch haben Einrichtungen auch die Chance, durch institutionelle Verbesserungen an langfristigen gesamtgesellschaftlichen Strukturveränderungen mitzuwirken.

„Die schleswig-Holsteinische Hochschule, an der ich studiere, hat immer noch keine Möglichkeit geschaffen, eine Namens- und Geschlechtsänderung vor der rechtlichen Namensänderung vorzunehmen. Der alte Name steht also überall. Das erschwert es mir insbesondere, mich für Prüfungsleistungen anzumelden und diese abzulegen, ist aber auch z. B. bei Kontrollen im Bus oder an der Mensa-Kasse unangenehm. Ich habe aus der Verwaltung nach meiner Bitte, mich nicht als ‚Frau X‘ anzuschreiben, folgende Antwort bekommen: ‚Sehr geehrte Frau X, Sie sind bei uns als Frau geführt und eingeschrieben. Daher schreiben wir Sie auch so an. Auch das Zeugnis wird entsprechend erstellt werden.‘ Daraufhin habe ich mich bei der Diversitätsbeauftragten beschwert, die ein Gespräch mit der betreffenden Mitarbeiterin führen wollte. Eigentlich wollte sie mir danach rückmelden, wie es lief, aber das ist nicht passiert. Ich habe es auch nicht mehr geschafft, nachzufragen, da es mich emotional zu sehr aufgewühlt und mir das Gefühl gegeben hat, mein Studium sowieso nicht zu schaffen. Seitdem versuche ich Kontakt zur Verwaltung zu vermeiden.“

Transfeindlichkeit hat Überschreitungen von Geschlechtergrenzen und Transidentität zum Gegenstand sowie Personen zum Ziel, aber sie hat ihren Grund nicht in konkreten trans* Personen. Sie ist eine Haltung, die auch mit Einstellungen, Werten und Ängsten der jeweiligen Täter*in zusammenhängt. Daher sind häufiger Sätze zu hören wie: „Ich habe nichts gegen euch persönlich, aber mein Pronomen möchte ich nicht immer dazu sagen“ oder „tolles Engagement, aber wir können nicht unterstützen, es ist nicht unser Thema.“ Trans* Personen können auf diese Weise toleriert und gleichzeitig auf ihre „Plätze“ verwiesen werden. Solche Konstruktionen machen eine scheinbar neutrale Haltung in einer Situation möglich, in der es Neutralität nicht gibt. Diese Haltungen ignorieren weiterhin, dass es trans* Personen niemals ohne die Unterstützung von verbündeten cis Personen schaffen können, der überwältigenden Macht der Normgesellschaft wirkungsvoll etwas entgegenzusetzen.

Transfeindliche Vorurteile können durch die Begegnung mit trans* Personen korrigiert werden. Das hat auch damit zu tun, dass es noch zu wenig Wissen über Transidentität gibt, und Diskriminierungen nicht immer in grundsätzlicher Ablehnung, sondern auch in mangelnder Aufklärung und Unwissenheit

wurzeln. Gute Beratungs- und Bildungsprojekte nutzen die Kraft der direkten Begegnung, indem trans* Personen selber die Regie übernehmen und Beratungen und Fortbildungen „in eigener Sache“ anbieten. Trans* Personen haben durch ihre Lebenserfahrungen Zugriff auf Wissen, das noch keinen Eingang in die vorherrschenden Diskurse gefunden hat. Der Allgemeinheit geht wertvolles Wissen verloren, wenn diese Schätze ignoriert werden.

Irrationale Ängste vor trans* Personen oder der Infragestellung von Geschlechtergrenzen sind Bestandteile von Transfeindlichkeit. Darauf bezieht sich der Begriff **Transphobie** (Phobie leitet sich vom griechischen Wort für Furcht ab). Diese psychologische Dimension von Transfeindlichkeit bildet ein weit verbreitetes Fundament für diskriminierende Einstellungen. Sie existiert aber nicht isoliert, sondern muss als eingebettet in ein umfassenderes Verständnis von struktureller Transfeindlichkeit verstanden werden. Es sind Ängste davor, Privilegien aufzugeben, Vertrautes zu hinterfragen, zur Seite zu rücken und für andere Menschen Platz zu machen.



Formen transspezifischer Diskriminierung – Beispiele

PATHOLOGISIERUNG, MITLEID

Pathologisierung bedeutet, Transidentität als etwas Krankhaftes darzustellen. Es geht dabei nicht darum, ob die Person sich krank fühlt oder leidet. Vielmehr ist die Pathologisierung ein Mittel der Kontrolle und der Bestätigung von gesellschaftlichen Normen. Pathologisierung von Transidentität wird strukturell und auf interpersoneller Ebene dazu genutzt, Druck auf trans* Personen auszuüben. Das kann u. a. dazu führen, dass trans* und abinäre Personen ihr Coming-out „zurücknehmen“ oder sich gar nicht erst outen. So gab es bspw. in Folge einer vorsichtigen gesamtgesellschaftlichen Entpathologisierung von Transidentität in den letzten 20 Jahren immer mehr trans* Personen, die sich geoutet haben und transitioniert sind. Es hat davor aber nicht etwa weniger trans* Personen gegeben. In den Beratungsstellen melden sich vielmehr mittlerweile viele Menschen jenseits der 50, die sich zum ersten Mal öffentlich outen und eine Transition beginnen, weil sie es jetzt können.

Eine Variante von Pathologisierung ist „Mitleid mit trans* Personen“, z. B. wenn trans* Personen als „Betroffene“ bezeichnet werden. Durch Mitleid wird suggeriert, dass Transidentität etwas Bedauernswertes sei, was Menschen weniger wert und per se hilfsbedürftig macht. Das stimmt natürlich nicht.

EXOTISIERUNG

Transidentität wird oft z. B. mit Drag verwechselt. Auch wenn es wichtige Überschneidungen in der Geschichte gibt - eine Drag-Show ist eine Kunstform und hat nichts mit Transidentität zu tun. Trans* Männer und Frauen sind einfach Männer und Frauen, die oft nichts weiter wollen, als in Ruhe und unauffällig zu leben. Auch viele abinäre Personen wünschen sich lediglich, als sie selbst respektiert zu werden, ohne etwas oder jemanden darstellen zu müssen. Andere trans* Personen wollen hingegen ihren Transstatus aktivistisch nutzen, um auf die Gewalttätigkeit gesellschaftlicher Strukturen und Vorstellungen hinzuweisen, unter denen sie leben müssen. Keine trans* Person sollte aber dafür herhalten müssen, Neugier oder die Bedürfnisse nach Unterhaltung zu befriedigen. Keine trans* Person sollte auf „Freund*innen“ angewiesen sein, die sie nur aufgrund ihrer Transidentität „interessant“ finden. Keine trans* Person sollte dafür ausgenutzt werden, dass eine Firma, ein Verein oder eine Partei von sich sagen kann, eine trans* Person dabei zu haben.

„Ich war früher immer mal wieder auf schwulen Datingportalen unterwegs, habe es dort aber nie lange ausgehalten. Einerseits gab es offene Ablehnung von mir, einem trans* Mann, als irgendwie nicht vollwertigem Mann, aber auf der anderen Seite gab es auch diese Sexualisierung. Das fand ich persönlich noch schlimmer, obwohl es natürlich beides zusammengehört. Ich wurde von Leuten angeschrieben, die mich als ‚Transmännin‘ bezeichneten, oder als Zwitter – was stellen diese Leute sich vor? Die wollten dann auch fast immer so klassischen Heterosex, und ich sollte den Unterwürfigen spielen. Auf anderen Datingapps wurde ich hingegen oft von Lesben angeschrieben. Das ich fast nie als Mann wahrgenommen und angeschrieben wurde, war echt verletzend und hat über die Jahre wirklich Spuren bei mir hinterlassen. Ich habe deswegen Schwierigkeiten entwickelt, überhaupt Sexualität mit anderen Menschen zu leben.“

EINSEITIGE REPRÄSENTATION

Trans* Personen sind ebenso unterschiedlich und vielfältig wie cis Personen. In jeder Altersgruppe, in der Stadt und auf dem Land, politisch fortschrittlich oder konservativ, in der Kita, bei der Bundeswehr, in der Stadtverwaltung, als Erntehilfe und an der Börse: trans* Personen gibt es, sichtbar oder unsichtbar, überall. Am besten sollten wir daher die Vorstellung einer „typischen trans* Person“ ganz hinter uns lassen. Wenn gesellschaftlich und medial ein solches „typisches“ Bild hergestellt wird, dient das vor allem der Abwehr und der Befriedigung von Voyeurismus und Neugierde. Die einseitige Repräsentation von trans* Personen raubt diesen Menschen ihre Individualität, da nur die Transidentität gesehen wird, und alle anderen Aspekte der Persönlichkeit unsichtbar gemacht werden.

FALSCHES ANSPRACHEN

Das bedeutet, dass eine Person mit falschem Namen angesprochen oder dass über sie mit falschem Namen gesprochen wird. In der Regel ist das der Name, der bei Geburt vergeben und im Laufe des Coming-outs als trans* abgelegt wurde. Meist spiegelt der Geburtsname das Zuweisungsgeschlecht. Manchmal ist der Name auch mit schlechten Erinnerungen verbunden. **Misgendering** bezeichnet die Nutzung eines falschen Pronomens oder einer falschen Anrede für eine Person, wenn z. B. eine Frau mit „er“ oder „Herr“ oder ein Mann mit „sie“ oder „Frau“ angesprochen wird. Abinäre Personen nutzen häufig gar keine Pronomen oder sogenannte **Neopronomen** wie „they“ oder „dey“. Da die meisten Menschen den Umgang damit nicht gewohnt sind, erleben abinäre Personen häufig Misgendering. Die Nutzung von Neopronomen und das Weglassen von Pronomen fallen vielen Menschen nicht leicht, können aber geübt werden. Das ist schlicht eine Frage von Respekt.

Eine Variante von Misgendering besteht darin, Männer und Frauen nicht als Männer und Frauen anzusprechen, sondern z. B. mit „Guten Tag Vorname Nachname“, auch wenn es sich um einen Mann oder um eine Frau handelt, oder geschlechtsneutral über sie zu sprechen, sie etwa als „die Person“ zu bezeichnen. Trans* Personen haben sich ihre Geschlechtsrolle, ihren Namen und ihr Pronomen meist sehr hart erkämpft, das gilt für Männer und Frauen ebenso wie für abinäre Personen. In der geschlechtsneutralen Ansprache

wird das Geschlecht dann wieder aberkannt – das passiert trans* Personen sehr viel häufiger, als cis Personen, welche nicht dafür kämpfen mussten. Eine nicht korrekte Ansprache zielt auf die Aberkennung der Identität einer Person

„Ich war in einer psychiatrischen Einrichtung, weil ich Depressionen hatte. Ich habe dort als trans* Person keine besondere Unterstützung erhalten, aber sie haben mich dort mit meinen richtigen Namen angesprochen. Einmal hatte ich Streit mit einer Pflegerin. Ich habe zu ihr ‚nein‘ gesagt, mich umgedreht und bin gegangen. Da hat sie mir laut meinen alten Vornamen hinterhergerufen. Ich denke, sie wollte mir damit zeigen, wer hier das Sagen hat. Es hat natürlich vor allem gezeigt, dass sie meine Transidentität dort als Kontrollmittel für mich benutzt haben. Ich finde es bemerkenswert, dass diese Person genau wusste, wie wichtig die richtige Ansprache für mich ist, sonst hätte sie dieses Machtmittel ja gar nicht benutzt. Dieser Vorfall war unglaublich verletzend, also eigentlich traumatisierend. Danach war es für mich und meine Genesung gelaufen in dieser Einrichtung.“

LEUGNEN VON TRANSFEINDLICHKEITEN

Transfeindlichkeit gibt es in allen Bereichen der Gesellschaft und in allen politischen Lagern. Sie wird durch die vermehrte Sichtbarkeit von trans* in den letzten Jahren nicht weniger, sondern mehr. In Feminismen ebenso wie im rechten Denken sind trans* Personen mittlerweile ein zentrales Feindbild, während weite Teile der Gesellschaft noch damit ringen, zu verstehen, was trans* ist und was trans* Personen brauchen und wollen. Transfeindlichkeit ist strukturell, sichtbar oder unsichtbar, auf allen gesellschaftlichen Ebenen derzeit zunehmend virulent. Viele trans* Personen spüren das immer und überall. Die Angst vor einem ungewollten Outing, die Befürchtung, feindselig angeguckt oder angegriffen zu werden, die Sorge, den Wohnort wechseln zu müssen, können ständige Begleiter*innen sein – so sehr, dass es zur Normalität wird. Trans* Personen haben unterschiedliche Umgangsweisen damit. Manche sind durch jahrelange Übung sehr resilient und gut darin geworden,

Denkanstöße: Mine P. Bouvar, Genderkritischer Feminismus und die Rechte. Zeitschrift Luxemburg, August 2023. <https://zeitschrift-luxemburg.de/artikel/genderkritischer-feminismus/>

Grenzen zu ziehen und Räume für sich abzustecken. Trotzdem kann der Minderheitenstress durch die permanente Diskriminierung Angst, Selbstzweifel und eine schmerzhaftes Dauerscham bewirken – einfach dafür, zu existieren. Wenn trans* Personen gegenüber dann abgestritten wird, dass es Transfeindlichkeit gibt, kann das enorm weh tun. Auch Personen, die dem Thema Transidentität offen gegenüberstehen, sich aber nicht ausreichend mit trans* Personen und deren Lebenswelten auseinandergesetzt haben, können Diskriminierungen leugnen.

„Mit einer ehemaligen Kollegin sprach ich über meine Hochbegabung in Zusammenhang mit meiner Transidentität. Sie ist ebenfalls intellektuell sehr begabt und kennt die damit verbundenen großen Schwierigkeiten. Also vertraute ich ihr an, dass für mich das Outing als hochbegabt schwerer sei als mich als trans* zu outen, weil ich die Reaktionen darauf noch schwerer einschätzen kann. Und sie hat geantwortet: ‚Ja, das kann ich mir vorstellen, denn Transidentität ist ja als Thema schon mitten in unserer Gesellschaft angekommen.‘ Dieser Satz hat mich total umgehauen. Mit diesen Worten hat sie meine ganze Lebensrealität geleugnet. Ich habe danach nie wieder was mit ihr zu tun gehabt. Ich will eigentlich gar nicht so sein, aber ich konnte danach einfach nicht mehr mit ihr reden.“

TRANS* ALS „DRITTES GESCHLECHT“

Männer und Frauen mit Transitionsvergangenheit erleben häufig, dass sie nicht als Männer und Frauen, sondern einfach als queer oder als „ein Transgender“ gesehen werden – als sei Transidentität ein drittes Geschlecht. Trans* ist aber keine Geschlechtskategorie. Für manche trans* Personen wird das Transsein zu einem Teil der Identität, oft ist es aber nur ein Aspekt der viel umfangreicheren Geschichte und Erfahrungswelt einer Person. Auch eine strikte Unterscheidung zwischen cis Frauen und cis Männern auf der einen, trans* Frauen und trans* Männern auf der anderen Seite kann, je nach Kontext, problematisch sein. Denn so wird einem speziellen Teil der Geschichte einer Person mehr Gewicht gegeben als der Identität und es wird ein unüber-

windbarer Graben zwischen cis und trans* Personen geschaffen. Oft wird diese Unterscheidung auch essentialisiert: etwa wenn unterstellt wird, trans* Männer seien nicht so aggressiv wie cis Männer und daher in FLINTA*-Räumen willkommen, oder wenn trans* Frauen aufgrund ihrer vermeintlich männlichen Sozialisation nicht in Frauenräume gelassen werden.

FLINTA* steht für Frauen, Lesben, Inter*, Nichtbinär, Trans*, Agender, das * ist ein Platzhalter. FLINTA*-Räume verstehen sich i.d.R. als Frauenräume, die trans* und inter*-inklusiv sein möchten.

Kritisch dazu:

Anton Wegener, Unsichere Räume: Das Problem mit dem Begriff ‚FLINTA‘, in Zeitschrift für Konfliktforschung und Kontestation 1/2023, <https://doi.org/10.17605/OSF.IO/PJDM9>, als podcast: <https://www.freie-radios.net/121301>

TRANS* ALS „PHASE“

Auf das Coming-out insbesondere junger trans* Personen wird oft mit Zweifeln reagiert. Dann heißt es, dies sei eine „Modeerscheinung“ oder nur „eine Phase“ – bei cis Personen wird wohl eher selten vermutet, dass die Cisidentität nur „eine Phase“ sei. Oder es wird bei einem Coming-out gefragt: „Bist du dir auch sicher?“ Statt das Outing als trans* in Frage zu stellen, könnte eine angemessene, unterstützende Reaktion sein, sich für das entgegengebrachte Vertrauen zu bedanken oder der trans* Person zu ihrem Mut und ihrer Selbstreflexion zu gratulieren. Es ist immer davon auszugehen, dass eine Person sich nicht aus Spaß oder Langeweile als trans* outet. Im Gegenteil kostet es große Überwindung und kann mit starken Ängsten verbunden sein. Vor einem Coming-out haben viele trans* Personen monate- oder sogar jahrelang mit sich gerungen. Es ist auch hilfreich, sich klar zu machen, was mit einem Coming-out als trans* möglicherweise immer noch riskiert wird: der Verlust von Freund*innen, Familie, Job und der bürgerlichen Existenz. Es handelt sich also wahrscheinlich nicht um eine Laune oder Ad-hoc-Entscheidung, wenn sich eine Person outet.

Ein trans* Mann erzählt von den vielen Problemen in seiner Herkunftsfamilie, von der Armut und der Drogenabhängigkeit der Mutter. Er war einsam und unglücklich, hatte früh Probleme mit Depressionen, selbstverletzendem Verhalten und Essstörungen. Er habe sich bemüht, irgendwie allein durchzukommen. Dabei unterdrückte er das Wissen um seine Transidentität, denn „das war zu viel, das hätte ich nicht geschafft“. Er wollte einfach nur „normal sein“ und aus diesem „Loch“ herauskommen. Mit den Jahren ging es ihm aber immer wieder schlecht. Er hatte viel Sex mit Männern, ohne dies eigentlich zu wollen, und wurde Sexarbeiterin: „Ich wollte mir beweisen, dass ich als Frau funktionieren kann, ich wollte nicht trans* sein.“ Als das nicht mehr ging, habe er einen Mann geheiratet und mehrere Kinder geboren. Er habe irgendwie ein Leben gehabt, „aber innerlich war ich wie tot“. In der Zwischenzeit habe sich das Wissen über trans* um ihn herum verändert. Er nahm in den Medien immer mehr trans* Personen wahr. So fasste er den Entschluss, sich mit 50 offiziell zu outen: „Mein Cissein war eine sehr lange, traurige, selbstzerstörerische Phase, die ich vermutlich den Rest meines Lebens verarbeiten muss.“

TRAUMAGENESE VON TRANS*IDENTITÄT UND „PRIVILEGIEN ERSCHLEICHEN“

Eine Variante davon, nicht ernst genommen zu werden, begegnet Jungen, Männern, einigen abinären und trans*maskulinen Personen, denen gesagt wird, sie seien nicht trans*, sie hätten vielmehr Probleme mit der „Frauenrolle“. Dabei wird oft unterstellt, die Personen seien traumatisiert, hätten bspw. sexuelle Gewalt erlebt, und das sei die eigentliche Ursache für ihr Empfinden. Diese Traumagenese-Theorie wird durch viele Fakten widerlegt. Wenn der Transweg eine einfache Flucht aus sexistischen Macht- und Gewaltverhältnissen wäre, gäbe es wohl kaum noch Frauen. In einer ähnlichen Argumentationslinie – und explizit oder implizit damit zusammenhängend – wird behauptet, trans* Männer würden transitionieren, weil sie sich die Privilegien von Männern wünschen. Das ist falsch und verletzend, weil es die Geschlechtsidentität, den Wunsch und das Bedürfnis, im eigenen Geschlecht zu leben, ebenso entwertet wie die Traumagenese-Theorie.

TRANSFEINDLICHKEIT UND FEMINISMEN

Auch wenn es zunächst widersprüchlich erscheint, ist das Verhältnis zwischen trans* Emanzipation und Feminismus nicht immer das einfachste. Das liegt einerseits daran, dass cis Perspektiven oft dominieren, wodurch mögliche Beiträge trans* und abinärer Personen in feministischen Diskursen hintan stehen müssen und andererseits an einigen explizit transfeindlichen feministischen Strömungen. Letztere sind eigentlich seit den 1970er Jahren umstritten und problematisch, gewinnen aber insbesondere in den letzten Jahren wieder an Bedeutung. Transmisogynie spielt eine zentrale Rolle in transfeindlichen feministischen Formationen. Eine häufige Behauptung ist, das trans* Frauen durch die Transition „betrügen“ und sich Zutritt zu Frauenräumen verschaffen möchten. Das negiert die Identität, denn Frauen sind Frauen, ob trans* oder cis.

LÄCHERLICH-MACHEN

Trans* Personen werden manchmal für den Wunsch, in ihrer Geschlechtsrolle zu leben, lächerlich gemacht. Schon das Äußern der Transidentität kann dazu führen, dass andere sich lustig machen. Über trans* Personen wird aber auch hämisch gelacht oder gelästert, wenn sie sich anziehen, schminken und bewegen, wie es ihnen entspricht, und das Ergebnis für Außenstehende nicht passt. Trans*männliche Personen erfahren Hohn und Spott, weil sie sich vermeintlich anmaßen, im „starken Geschlecht“ leben zu wollen, obwohl sie doch „nur Frauen“ seien. Trans* Frauen erleben sehr häufig offene und öffentliche Demütigungen, die sich auf ihr Äußeres beziehen, vor allem, wenn sie nicht eindeutig als Frauen gelesen werden. Das Verspotten ist eine Abwehrreaktion gegenüber der Überschreitung von Geschlechtergrenzen. Es kann Menschen massiv beschämen und dazu führen, dass sie sich überhaupt nicht mehr nach draußen trauen.

„Ich bin seit fast 6 Jahren öffentlich als trans* Frau geoutet, und seit 2 Jahren trage ich nur noch Damenkleidung, in der Freizeit und auch auf der Arbeit. Seitdem werden mir tagtäglich die verschiedensten Dinge an den Kopf geworfen. Es gibt Beleidigungen und viel Gelächter und Getuschel, wenn ich irgendwo bin. Am schlimmsten finde ich wirklich die Jugendlichen zwischen 10 und 18 Jahren. Man sollte meinen, die verstehen es vielleicht etwas besser als die ältere Generation, aber die sind mit Abstand die schlimmste Altersgruppe. Die Senior*innen sind meistens sogar diejenigen, die mir ein paar gute Worte zukommen lassen und nachfragen, weil sie das ‚Wieso-Weshalb-Warum‘ interessiert. Eine meiner schlimmsten Erinnerungen, seit ich mich damenhaft kleide, war nach der Arbeit. Eine Gruppe von Jugendlichen hat nach Feierabend auf mich gewartet und mich mit nassen Tampons und Binden beworfen. Ich habe gelernt, stark zu bleiben und mich nicht unterkriegen zu lassen. Und auch wenn ich vielleicht noch nicht die Beste darin bin, mein Make-up zu machen, bin ich glücklich, dass ich diesen Schritt gemacht habe.“

TOKENISMUS

„Tokens“ sind Personen, die von Dritten dafür benutzt werden, eine marginalisierte Gruppe zu repräsentieren. Diese Dritten können Individuen, Freund*innenkreise, Firmen, Parteien, Vereine oder andere Gruppen sein. Als Tokens benutzte Personen werden in dieser Funktion auf das Merkmal reduziert, das sie für die Dritten repräsentieren sollen, z. B. Transidentität. Die Repräsentation durch ein Token hat meist eine – oft nicht eingestandene – Funktion für die Dritten: Kritik an Transfeindlichkeit von vorneherein abzuwehren, ohne sich damit wirklich beschäftigen zu müssen („Wenn eine trans* Frau uns vertritt, können wir kein transfeindlicher Verein sein.“). Das führt oft dazu, dass valide Kritik nicht angenommen wird. Die Kritiker*innen erleben dann mitunter eine undurchdringliche Abwehrhaltung.

Die inhaltliche Position der Token-Person spielt eine eher untergeordnete Rolle, da sie in der Regel keine oder nur eine eingeschränkte meinungsbildende Funktion hat. Sie ist erhöhter Sichtbarkeit ausgesetzt und unterliegt eventuell einer Dauerbewertung. Die erhöhte Sichtbarkeit kann auch als

persönliche Anerkennung erlebt werden. Die Token-Position kann verlockend sein, weil sie schmeichelhaft wirken kann. Der Preis dafür ist die Entindividualisierung, das Ausgenutzt-Werden und das Mittragen von Diskriminierungen gegen die eigene Gruppe. Es kommt zu einer einseitigen Repräsentation von trans* Personen. Eine Variante von Tokenismus im Zusammenhang mit Trans* ist die Vereinnahmung von trans* Personen oder des Themas Transidentität für eigene Zwecke durch LGBT*I*-Vereine. Besonders trans* Frauen werden gerne als Maskottchen benutzt.

SICHTBARKEIT/UNSICHTBARKEIT

Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit sind oft zwei Seiten einer Medaille. Es sind wichtige Themen auf gesellschaftlich-politischer wie auch auf individueller Ebene. Unsichtbarmachung liegt immer dann vor, wenn trans* Personen oder das Thema Transidentität nicht mitgedacht, wenn Translebenswelten negiert oder ignoriert werden. Die umgekehrte Variante, Hypersichtbarkeit, wird bei vielen Formen von Exotisierung und Tokenismus virulent.

Bei medialer Hyperaufmerksamkeit bleiben trans* Personen und ihre Lebenswelten ebenso wie bei Tokenismus tatsächlich unsichtbar. Beides dient nicht dazu, Realitäten abzubilden. Vielmehr soll ein Maximum an Aufmerksamkeit erzeugt werden, um politische Ziele zu erreichen, Kritik abzuwehren oder Sensationslust von cis Personen zu befriedigen, die sich in (öffentlichen) Debatten über ihre eigenen Vorstellungen von Transidentität austauschen.

Passing bedeutet im Transkontext, dass eine Person aufgrund ihres Äußeren von Dritten in ihrem Identitätsgeschlecht wahrgenommen wird, etwa wenn jemand eine trans* Frau als Frau erkennt. Historisch gesehen kommt die Idee des Passings aus der Zeit, als in Nordamerika Schwarze Menschen im Zuge der Befreiung von der Sklaverei versucht haben, als *weiß* zu „passen“, um nicht Opfer von Mord und Gewalttaten zu werden. Es geht auch bei trans* Personen beim Passing oft um individuellen Schutz vor Diskriminierung und Übergriffen. Aber die betreffenden Personen erhoffen sich durch das Passing meist auch, sie selbst sein zu können und von anderen als sie selbst anerkannt zu werden, was mit den Glücksgefühlen der Geschlechtseuphorie verbunden ist. Passing hat dabei den mal absichtlichen, mal unabsichtlichen Effekt, dass es den Transhintergrund einer Person unsichtbar macht. Dass die meisten trans*

Personen als solche nicht zu erkennen sind, führt zu vermehrter Unsichtbarkeit von Transidentität in der Gesellschaft.

Trans* Frauen, trans* Männer und abinäre Personen sind von (Un-)Sichtbarkeit unterschiedlich betroffen. Während trans* Männer häufiger als solche unsichtbar sind, erfahren trans* Frauen und abinäre Personen häufiger Hypersichtbarkeit und werden teilweise auch sexualisiert und exotisiert in der Öffentlichkeit dargestellt, was wiederum andere Formen von Diskriminierungen bedingt.

SOZIALE AUSSCHLÜSSE UND MOBBING

Trans* Personen werden sowohl offen gemobbt als auch auf subtile Weise aus Gruppen ausgeschlossen. Besonders verletzend ist es, wenn die dabei anwesenden Personen nicht eingreifen. Über dieses Szenario wird oft von Schüler*innen berichtet, die Mitschüler*innen und Lehrpersonal bei Transfeindlichkeiten und Mobbing häufig als passiv erleben. Die zahlreichen Berichte darüber legen nahe, dass Transidentität und Transfeindlichkeit in Schulkontexten häufig nicht ernst genommen werden. Das ist gefährlich, denn Schüler*innen haben nicht die Möglichkeit, fernzubleiben oder zu kündigen.

Mobbing kann auch subtilere Erscheinungsformen annehmen. Dann machen trans* Personen bspw. die Erfahrung, dass ihren Wahrnehmungen und Äußerungen mit demonstrativem Unverständnis oder mit Feindseligkeit begegnet oder dass ihren besonderen Perspektiven die Richtigkeit abgesprochen wird. Der Mehrwert der Beiträge marginalisierter trans* Personen wird regelmäßig ignoriert, um eine selbstkritische Auseinandersetzung mit den eigenen Standpunkten und Privilegien zu vermeiden. Zu einem sozialen Ausschluss kommt es auch, indem Anliegen von trans* Personen abgewertet oder offen für irrelevant erklärt werden, weil es sich „nur um eine Minderheitenangelegenheit“ handelt.

Eine trans* Frau nimmt an einer Fortbildung zu Sexualberatung teil. Die Leute dort sind nett und begegnen ihr anfangs offen, aber sie fühlt sich fehl am Platz. Die Bücher, die gelesen werden sollen, sind durchweg aus Cisperspektive geschrieben und teilweise offen transfeindlich. Die Frau merkt auch, dass sie allein durch ihre Anwesenheit die Runde und die Referierenden ungewollt beeinflusst. Teilweise kann sie das positiv werten, aber sie spürt auch eine schwerer werdende Last auf sich. Sie fühlt sich mehr und mehr wie ein Alien. Sie isoliert sich zunehmend von der Gruppe, was anderen jedoch missfällt. Ihr wird gesagt, sie solle sich stärker einbringen, z. B. auch an den geselligen Abenden. Sie bittet einige Teilnehmende der Gruppe um Unterstützung. Daraufhin wird ihr vorgeworfen, sie wolle sich der Verantwortung entziehen, Teil der Gruppe zu werden. Sie muss die Fortbildung nach der Hälfte der Zeit abbrechen. Es gibt keine finanzielle Entschädigung.

VERWEIGERUNG VON PRIVATHEIT, DISTANZLOSIGKEIT UND „MELKEN“

Trans* Personen werden von interessierten Mitmenschen häufig als Wissensquelle wahrgenommen. Ihnen werden z. B. ganz selbstverständlich Fragen zu Transidentität und Transition gestellt. Die Fragenden machen sich dabei nicht bewusst, dass sie die trans* Person möglicherweise gerade auf das Merkmal trans* reduzieren, und dass es für sie darüber hinaus evtl. einen großen Aufwand bedeutet oder gar unangenehm ist, solche Fragen zu beantworten.

Auch trans* Personen kommen nicht mit sämtlichem Wissen über das Transsein und die Transition zur Welt, sondern müssen es sich hart erarbeiten. Dabei erhalten sie in der Regel nur sehr wenig oder gar keine Hilfe, da die Bedarfe von trans* Personen kaum bekannt sind und es dafür auch keine Lobby gibt. Selbst Hilfe für eine Transition zu finden, stellt oft eine große Hürde dar.

Das Ausfragen von trans* Personen wird „melken“ genannt. Eine Person zu „melken“ bedeutet auch, keine angemessene Distanz einzuhalten. Es ist nicht unbedingt die Neugier, die diskriminierend wirkt, denn dahinter kann auch ehrliches Interesse stecken. Problematisch ist vielmehr der Umgang mit der Neugier und die unhinterfragte Annahme, dass die trans* Person die Aufgabe

hat, über Transidentität aufzuklären und dabei auch Persönliches über sich preiszugeben.

In Arztpraxen und anderen klinischen Kontexten kommt es häufig vor, dass trans* Personen zu ihrer Geschlechtsidentität, Transition, zu ihrem Körper und ihrer Sexualität ausgefragt werden, auch wenn das für ihr Anliegen nicht relevant ist. Umgekehrt müssen Ärzt*innen und andere Behandler*innen oft erst mal über Transidentität und Transition aufgeklärt werden – dass trans* Patient*innen diese Aufgabe übernehmen, ist eher die Regel als die Ausnahme, und eine Form von „melken“. Beispielsweise müssen Personen, die transitionieren wollen, regelmässig Psychotherapeut*innen deren Rolle dabei erläutern.